

(Nachdruck verboten.)

34]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther wagte es kaum, ihr Kleid zum Pfandleiher zu tragen. Denn sie fühlte instinktiv, daß sie nie das Geld übrig haben würde, um es wieder einzulösen. Während diese Gedanken in ihr hin und her tobten, stand sie gerade an einem Bett, das sie zu machen hatte; matt, elend und hoffnungslos lehnte sie sich daran. Da fiel plötzlich ihr Auge auf einen hellglänzenden Gegenstand am Boden unter der Waschoilette. Sie bückte sich danach und hob ihn auf; es war ein Geldstück — eine halbe Krone. Mit gierigem Blick betrachtete sie das Geldstück, und als die Versuchung, es sich anzueignen, in ihr Herz einzog, erhob sie angstvoll die Augen und sah sich im Zimmer um.

Das passierte im Zimmer Johns, des ältesten Sohnes. Kein Mensch war in der Nähe.

Einen Finger hätte sie sich abschneiden mögen, um dies Geld zu besitzen.

Dies eine blanke Silberstück bedeutete für sie ein Vergnügen und eine Glückseligkeit so groß, daß sie wie überwältigt davon die Augen einen Augenblick schließen mußte. Wenn diese halbe Krone, die sie hier in den Fingern hielt, ihr gehört hätte! Welches Glück! Sollte sie sie nehmen? Sie empfand sich gegen die Versuchung; aber sie kam dennoch immer wieder und wieder. Wenn sie das Geld nicht nahm, konnte sie am Sonntag auch nicht nach Beckham gehen. Aber sie konnte es ja doch nehmen und später, wenn sie ihren Lohn erhielt, wieder an denselben Platz zurücklegen. Keiner wußte, daß es dort lag; zufällig möchte es dort hingerollt sein, vielleicht schon vor Tagen, und keiner hatte es wohl bis jetzt bemerkt. Vielleicht hatte es dort gar schon seit Monaten gänzlich vergessen gelegen. Sie brauchte es ja auch jetzt noch nicht zu nehmen; sie konnte es auf dieselbe Stelle zurücklegen, und wenn sie es dann am Sonntagmittag nahm und wechselte — es war nicht gezeichnet — sie betrachtete es von allen Seiten, nein, es war nicht gezeichnet. Aber plötzlich empörte sie sich von neuem dagegen, und sie wunderte sich fast, wie sie, ein ehrliches Mädchen, die noch nie zuvor einen unehrlichen Gedanken gehegt hatte, den Wunsch überhaupt fassen konnte, zu stehlen. Ein bitteres Gefühl der Schande erfüllte ihr Herz. Sie entfloh rasch, ohne sich noch weiter zu bedenken, der Versuchung und verließ das Zimmer so eilig, daß John, der wieder einmal im Korridor auf der Lauer lag, nicht mehr Zeit genug hatte, die Treppe hinaufzueilern oder sich in seines Bruders Zimmer zu verbergen. Auge in Auge standen die beiden sich gegenüber.

„O, entschuldigen Sie, Mr. John, aber ich habe diese halbe Krone in Ihrem Zimmer gefunden,“ sagte Esther.

„Nun, ist denn das etwas so Wunderbares? Warum sind Sie denn so aufgeregter? Ich nehme doch an, daß Sie mir das Geld zurückgeben wollten?“

„Daß ich es zurückgeben wollte? Selbstverständlich!“

Esther blieb stehen und sah ihn fest an; ein Ausdruck von Haß und Zorn zeigte sich in ihren schönen Augen, und ihre roten Lippen kräuselten sich verächtlich. Sie begriff auf einmal, daß dieser häßliche, verächtliche Mensch das Geldstück absichtlich dort hingelegt hatte, um ihre Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen. Erst an diesem Morgen hatte er sich darüber beklagt, daß sie sein Zimmer nicht sauber genug halte. Mit wohlbedachter Absicht hatte er es getan, hatte sie die ganze Zeit über beobachtet und belauscht und bildete sich womöglich noch ein, nur seine eigne Uebereilung sei schuld daran, daß sie das Geldstück nicht gestohlen hatte.

Esther warf ihm ohne ein weiteres Wort das Geldstück vor die Füße und kehrte zu ihrer Arbeit zurück. Aber solange sie noch in diesem Hause verblieb, sprach sie nie wieder ein Wort zu ihm. Sie that, was er wünschte, brachte ihm, was er verlangte, beantwortete ihm aber keine Frage, nicht einmal mit „ja“ oder „nein“.

Während der kurzen Ruhepause gleich nach Tisch wurde ihr das Leben stets am schwersten, denn dann fühlte sie erst die Müdigkeit in allen ihren Gliedern, und es wollte ihr un-

möglich erscheinen, noch so viel Kräfte und Willen sammeln zu können, um weiter Teppiche zu klopfen oder die Treppen zu fegen. Wenn sie aber mit dem Glockenschlage nicht schon wieder an der Arbeit war, kam Mrs. Bingley sofort in die Küche hinab.

„Nun, Esther, was ist los? Haben Sie denn gar keine Arbeit mehr?“

Und dann wieder um acht Uhr abends war sie so müde, daß sie kaum mehr im Stande war, die Last ihres eignen Körpers noch zu tragen. Sie hatte dann vierzehn Stunden lang ununterbrochen gearbeitet, und oftmals fehlte ihr der Mut, noch weitere drei Stunden zu schaffen. Eben diese letzten drei Stunden waren es, die ihre Willens- und Körperkraft am meisten angriffen. Selbst die Ruhe, die sie, wie sie wußte, um elf Uhr erwartete, wurde zerstört von dem Gedanken an den kommenden Tag. Und bevor sie einschlief, sah sie als letztes Bild noch die langen, grausamen Arbeitsstunden des Tages, der da kommen sollte, vor sich. Sie war oftmals so übermüdet, daß sie keinen Schlaf finden konnte. Diese ununterbrochene Sklavenarbeit erdrückte fast alles Menschliche in ihr. Sie fühlte, daß selbst ihr vergöttertes Baby ihr schon gleichgültig zu werden begann. Wenn es stürbe!

Nicht daß sie etwa seinen Tod gewünscht hätte. Gewiß nicht! Aber sie mußte an das denken, was die Kinderpflegerin ihr gesagt hatte. Die Last eines Kindes für ein armes Mädchen würde nicht leichter werden, sondern immer schwerer und schwerer!

Was sollte nur aus ihr werden? Gab es für sie wirklich gar keine Hoffnung mehr? Sie barg ihr Gesicht in ihrem Kissen und suchte den verzweiflungsvollen Gedanken, die auf sie einstürzten, gewaltsam zu entfliehen. Nein, sie war ein unglückliches Mädchen, und für sie konnte es im Leben kein Glück mehr geben. Während der sechs Monate, die sie in diesem Hause verbrachte, waren alle Kräfte ihrer Natur bis aufs äußerste angespannt worden; nun aber kam das, was wir Zufall zu nennen pflegen, herbei, um ihr Schicksal zu entscheiden.

Der Kampf zwischen Verhältnissen und Charakter war bis jetzt noch stets zum Sieg des Charakters entschieden worden. Sie war aber nun auf dem Punkte angelangt, wo die Umstände keine weiteren Truppen mehr gegen den Charakter ins Feld führen durften. Eines Haars Schwere konnte jetzt die Waagschale zum Sinken bringen.

Eines Morgens wurde sie durch ein lautes Pochen an der Thür aus dem Schlafe geweckt. Es war Mrs. Bingley, die sie fragte, ob sie nicht wüßte, wieviel Uhr es sei; es wäre fast sieben Uhr. Aber Mrs. Bingley konnte ihr keine Vorwürfe darum machen, da sie selbst vergessen hatte, die elektrische Glocke umzuschalten. Esther beeilte sich mit dem Ankleiden, aber in dieser Eile trat sie so unglücklich auf ihren Kleiderrock, daß er mitten durch riß. Das war ein großes Unglück. Sie hielt den zerrissenen Rock empor und betrachtete ihn. Er war schon so müde und fadenscheinig, daß er nicht mehr viel Ausbessern vertragen konnte. Sie hörte ihre Herrin nach ihr rufen, und es blieb ihr nichts andres übrig, als hinunter zu laufen und ihr zu erzählen, was ihr passiert sei.

„Haben Sie denn gar kein andres Kleid zum Anziehen?“

„Nein, gnädige Frau!“

„Ja, aber — Sie können doch in diesem Kleide nicht an die Thür gehen, wenn es klingelt; wie sehen Sie denn aus? Was soll man denn von meinem Hausmädchen denken? Sie müssen sich sofort ein neues Kleid kaufen!“

Esther murmelte vor sich hin:

„Ich habe kein Geld, um mir ein Kleid zu kaufen.“

„Dann möchte ich doch wirklich wissen, was Sie mit Ihrem Gelde anfangen?“

„Das ist meine eigne Sache, gnädige Frau! Ich habe ausreichende Verwendung für mein ganzes Geld.“

„Ich erlaube meinen Leuten nicht, so zu mir zu sprechen.“

Esther gab hierauf keine Antwort, und Mrs. Bingley fuhr fort: „Es ist sogar meine Pflicht, zu wissen, was Sie mit Ihrem Gelde anfangen, und danach zu sehen, daß Sie es in keiner schlechten Weise verwenden; denn ich bin für Ihr moralisches und sittliches Wohl verantwortlich.“

„Dann, gnädige Frau, möchte ich lieber Ihr Haus verlassen.“

„Mein Haus verlassen, bloß weil ich Ihnen nicht erlauben will, Ihr Geld unnütz zum Fenster hinauszuwurfen? Denn ich weiß ganz genau, welchen Versuchungen ein junges Mädchen ausgesetzt ist.“

„Versuchungen? Eine, die siebzehn Stunden täglich zu arbeiten hat?“

„Eiher, Sie scheinen zu vergessen —“

„Nein, gnädige Frau. Aber wozu darüber sprechen, was ich mit meinem Gelde anfangen? Das ist ja auch keineswegs der einzige Grund, warum ich mich zu verändern wünsche; die Stelle hier ist mir zu schwer. Ich fühle das schon seit einiger Zeit, gnädige Frau! Ich fühle mich nicht kräftig genug für die Arbeit hier.“

Als Eiher dieses gesagt hatte, empfand sie nicht den mindesten Wunsch, auch nur ein Wort von alledem zurückzunehmen, und was auch Mrs. Bingley sagte, um sie zu veranlassen, bei ihr zu bleiben, blieb erfolglos. Sie wußte sehr wohl, welches Risiko es war, eine sichere Stelle aufzugeben, und doch fühlte sie, daß sie diesem Impuls nicht zu widerstehen vermochte. Es war der gleiche, der ein gehektes Tier schließlich veranlaßt, trotz der drohenden Gefahren aus seinem Versteck hervorzukriechen und ins Weite hinauszulaufen. Ihr ganzer Körper schrie förmlich nach Ruhe; ja, Ruhe mußte sie haben; sie fühlte es, es war unbedingt notwendig. Für zwölf Schilling die Woche würde Mrs. Lewis sie und ihr Baby gern bei sich aufnehmen und beköstigen, und da man sich gerade im Weihnachtsvierteljahr befand, war Eiher um fünfundsanzig Schilling reicher als zuvor. Mrs. Bingley hatte ihr zu Weihnachten zehn Schilling geschenkt, der jüngere Sohn Hubert fünf und die vier jungen Damen zusammen zehn. Von diesem Gelde beabsichtigte sie sich ein Kleid und ein Paar Stiefel zu kaufen und sich eine vierzehntägige Ruhezeit bei Mrs. Lewis zu gönnen. Sie hatte diesen Entschluß etwa drei Wochen zuvor gefaßt und mußte somit nach ihrer Kündigung noch fernere drei Wochen bleiben; und nun, angesichts dieser Hoffnung auf Erholung und Ruhe, wurden die endlosen Tage der Arbeit ihr länger als je zuvor. Die Hoffnung auf baldige Ruhe und Freiheit beraubte sie beinahe des Verstandes und erregte von Zeit zu Zeit fast ein Schwindelgefühl in ihr. Jedemal, wenn sie sich zu einer Mahlzeit niederlegte, dachte sie daran, wie sie ihrer Erholungszeit nun schon um so viele Stunden näher wäre. Nur vierzehn Tage würde sie sich gönnen können, das wußte sie, aber in ihrem gegenwärtigen Sklavenzustande erschien ihr die Aussicht auf diese vierzehn Tage wie eine Ewigkeit im Paradiese. Die einzige Furcht, die sie jetzt noch empfand, war, daß ihre Gesundheit doch noch früher unterliegen könnte, und daß sie gerade während ihrer Erholungszeit womöglich krank darniederliegen müßte. Und in dieser Zeit der völligen Entmutigung dachte sie auch nicht so viel an ihr Baby wie sonst. Selbst eine Mutter, wie selbstlos ihre Liebe auch sei, verlangt gelegentlich doch einen kleinen Lohn dafür, und während des ganzen letzten Jahres hatte Nadie viel, ja alles ihr genommen und gar nichts dafür gegeben.

Aber als sie die Thür an Mrs. Lewis' Häuschen öffnete, erlebte sie die Freude, daß er ihr entgegenlief und sie Mütterchen nannte. Und der Vorzug, den er ihr sofort zu teil werden ließ, auf ihren Schoß zu klettern, anstatt auf den der Mrs. Lewis, diente dazu, die schon übergroße Liebe in ihrem Herzen für ihn von neuem anzufachen und noch zu vergrößern.

Man war jetzt in jenen strahlend sonnigen Tagen, die mitunter im Januar kommen und uns mit ihrer Wärme und Helle so betrügen und entzücken, daß wir uns unwillkürlich nach Grün und Blumen umsehen — und dann zu unsrer Enttäuschung einen ganz kahlen Boden vor uns erblicken. Diese schönen, hellen Nachmittage verbrachte Eiher jetzt gänzlich mit ihrem kleinen Jungen. Auf der Höhe des Hügel führte der Weg durch ein schmales Gäßchen, zwischen einer Ziegelmauer und einem hohen Zaune hindurch. Durch dieses Gäßchen mußte sie das Kind stets tragen, denn der Boden war dort immer naß und schmutzig, und das Kind wollte beständig bleiben und durch die Löcher in dem Bretterzaun die dahinter befindlichen Schweine beobachten. Aber wenn sie dann aus diesem Durchgang heraus wieder auf die breiten, offenen Wege kamen, von denen man das Thal überblickte, setzte sie ihn auf den Boden nieder und freute sich daran, wie er dann so munter vor ihr einherlief und ihr zurief: „Lomm, Mütterchen, lomm mit.“ und seine Füße unter seinem langen Röckchen lassen dann so schnell, daß man fast das Gefühl hatte, das kleine Geschöpf bewege sich auf Rädern. Sie sah ihm mit bewundernden Blicken zu und folgte. Ja, oftmals mußte sie ihm nachlaufen aus Furcht, daß er fallen könnte. Wenn Nadie müde wurde und seine Mutter bat, ihn zu tragen, that sie dies gern und war ganz

entzückt darüber, daß er so schwer war; und würde er ihr gelegentlich einmal zu schwer, so setzte sie ihn auf einen Baum in der Nähe, hielt ihn fest und blickte träumerisch in die offenen Felder vor sich. Und wenn dann die abendliche Kühle sich herabzusenken begann, drückte sie den Kleinen fest an ihre Brust und wandte sich dem Hause zu, um dort neue Glückseligkeit an seiner Seite zu suchen und zu finden.

Auch die Abende waren reizend bei Mrs. Lewis. Wenn die Lampe angezündet war, der Thee auf dem Tisch stand und Eiher dasaß, das schlummernde Kind im Schoß, und in das flackernde Kaminfeuer hineinblickte, so träumte sie von allerhand Zukunftsbildern, die nur gelegentlich durch die freundlichen Reden ihrer Gefährtin unterbrochen wurden; und wenn dann nachher das Kind in seinem Bettchen lag und schlief, nahm sie ihre Näharbeit zur Hand — sie war damit beschäftigt, sich ein neues Kleid zu machen —, oder aber der große Waschtisch wurde aufs Feuer gestellt, und die beiden Frauen machten sich daran, zu waschen. Am folgenden Abend standen sie dann beide an dem großen Tisch, jede auf einer Seite desselben, eifrig mit Plätten beschäftigt, die Lampe warf ein behagliches Licht auf den kleinen Raum herab, und das ruhige, freundliche Mäandern der beiden Frauen erklang wohlthuend in der Stille des sauberen, kleinen Häuschens. Bald nach neun Uhr gingen sie zu Bett, und so verging ein Tag wie der andre in ungestörter Seligkeit. Als nach Ablauf von vierzehn Tagen Eiher davon sprach, sich eine Stelle zu suchen, wollte Mrs. Lewis noch nichts davon hören. Erst am Ende der dritten Woche durfte sie wieder davon sprechen. Und dann war Eiher ganz erstaunt über das große Glück, das ihr in den Schoß fiel. Eine Freundin von Mrs. Lewis war mit einem Mädchen bekannt, welches seine Stelle in einem guten Hause verlassen wollte. Eiher bekam die Adresse und machte sich sofort am nächsten Tage auf den Weg dorthin. Sie hatte auch das Glück, dort engagiert zu werden. Aber sie war noch kaum eine Woche in Dnslow Square, als ihre Herrin sie eines Tages zu sich beschied.

„Ich denke mir,“ sagte die Köchin, „sie wird wohl mit Ihnen wegen Ihres Babys sprechen wollen, die sind hier nämlich sehr strenge und tugendhaft.“

Eiher betrat das Speisezimmer, in dem ihre Herrin auf einem niedrigen Stuhle am Kaminfeuer saß. Mrs. Trubner war eine große Frau mit scharfgeschnittenen Zügen. Sie litt seit einiger Zeit an Augenschwäche, und ihre Jungfer saß neben ihr und las ihr vor.

(Fortsetzung folgt.)

Der Protest des Osterhasen.

Vor genau vier Wochen, in einer hellen Mondnacht, hat sich die Begebenheit ereignet, von der ich erzählen will. Es war tief in der Nacht. Ich saß allein in meinem Zimmer und schrieb. Meine Familie, die in der Naturgeschichte der Ehe und in unsrer Nachbarschaft deshalb eine große Merkwürdigkeit behalten wird, weil sie in der Produktion von Geräuschen Unerhörtes leistet, schlief friedsam. Selbst Hans — aber Ihr kennt Hans noch nicht. Ihr wißt nicht, daß in diesem Wesen ein ganzer Zukunftsstaat schlummert. Vorläufig sieht er zwar noch ein wenig wie ein affierter Chimpanse aus, aber er — Nr. 5 in dem Stammbaum, dessen Anherr ich bin! — ist auch erst vier Monate in der Welt. Ich schwöre darauf, daß sämtliche andren Kinder in diesem Alter erst bis zur Stufe des Pabian, des irgendwo feuerfarbigen, gebiehn sind, eine Verwandtschaft, die nur mühsam für wenige Minuten weggeputert werden mag. Also auch Hans hatte gerade zwischen zwei Futterzeiten eine Stunde der Ruhe und des Schweigens gefunden. Nur bisweilen drang es durch die dünnen Wände wie ein am Ufer gluckender See. Wenn Hans nämlich zufällig nicht diniert, lutscht er träumend am Daumen und spiegelt sich so köstliche Genüsse vor — ein Illusionist und Idealist von vier Monaten, Hans im Glücke . . .

Also ich konnte ungestört nach Herzenslust arbeiten. Am Tage hatte ich natürlich über parteitaktische Fragen diskutiert, und ich weiß nicht, ob es auch andren Leuten so geht, auf dem Gebiete gerate ich sofort in Wut. Um mich zu beruhigen blieb ich die Nacht auf und unterhielt mich mit einigen tiefsinnigen Menschen, die den Vorzug haben, mir nicht widersprechen zu können, weil sie schon an hundert Jahre tot sind und es dulden müssen, daß man mit ihren Wägern und Gedanken machen kann, was man will.

Man wird feinhörig in solchen nächtlichen Arbeitsstunden. Die Sinne beginnen geheimnisvoll zu brausen, die Mondämmerung rauscht in spukhaften Symphonien und die Geister der Welt halten ein summendes Parlament. So achtete ich auch nicht sonderlich, daß sich an der Hausthür ein Scharren und Klütseln erhob. Keryöje Einbildung — dachte ich erst. Hans lutscht — vermutete ich dann.

Ober der Wind. Aber das Geräusch wurde eindringlicher. Sollte jemand mir die Ehre erweisen und in der Wohnung eines Sonntagsplauderers andre als geistige und seelische Schätze vermögen? Für alle Fälle holte ich aus dem Schrank ein paar mangelhaft quitierte Rechnungen, um sie freiwillig den durch verschlossene Thüren eindringenden Gästen auszuhändigen, vielleicht daß sie Abhilfe für die unbezahlte Menschheit wissen. So bewaffnet ging ich an die Thür, lauschte, hörte wieder das Krachen und Schurren, und öffnete schließlich. Ein kleines dunkles Wesen huschte bei mir vorbei. Eine Katze? Ein Hund? Das Tier raunte stracks in mein Zimmer und wie ich es bei Licht besah, starrte auf dem Stuhl, unter sich als Kissen einen der riesigen Schmöcker, ein Häslein und macht sehr manierlich und anmutig seine Männchen. Es schien, als wollte mich der Hase in aller Form interviewen.

Er fing auch gleich an. Seine Sprache klang, wie ich den Zweifeln an der Wahrheit meines Verichts im Voraus sagen will, genau so, als wenn so ein Tier an üppigem Kohl nagt. Daß ich diese feine und weiche Sprache ohne weiteres verstand, wird den Leser nicht weiter in Erstaunen setzen, der sich erinnert, daß ich zuvor über Parteitaktik diskutiert hatte, mithin keine Schwierigkeiten mehr kannte. Immerhin übersehe ich das Gespräch aus dem Häufchen in mein Sonntagsdeutsch.

„Entschuldigen Sie“, begann das Häslein, daß ich so spät störe. Aber des Tags ist man ja nicht sicher, ob man mich nicht unterwegs abfängt, und läme ich noch glücklich an, so würde mich Ihre Hilde zweifellos vor Liebe erdrücken! Hat das liebe Kind nicht schon drei Hühner auf diese Weise aus dem Dasein geliebt?“

„Sie ruhen auf dem Friedhof meines Gartens, die Opfer der menschlichen Bärtlichkeit“, bejahte ich düster, „niemand wollte sie essen“.

Bei dem letzten Worte begann mein Hase unruhig zu werden, sagte sich aber und fuhr hurtig fort:

„Ich bin aus dem Grunewald herübergelaufen. Ich weiß nicht, wie lange wir noch dort wohnen können. Die Hirsche und Rehe sind bereits alle fortgeschleppt. Wer weiß, ob nicht auch wir bald daran kommen. Man sagt, wir sollen durch Denkmäler ersetzt werden. Da wollte ich denn, ehe es zu spät ist, mit Ihnen noch reden. Sie müssen mir versprechen, daß Sie es in den „Vorwärts“ setzen. Es liegt uns außerordentlich viel daran. Und es ist die reine Wahrheit.“

„Was denn?“

Die Kohlknabbersprache wurde ordentlich feierlich, als der Hase antwortete:

„Es giebt keine Osterhasen!“

„Ach!“

„Ja, es giebt keine Osterhasen“, fuhr der Hase eifrig fort, „das ist entschieden ein trauriger menschlicher Aberglauben und für uns verhängnisvoll.“

„Warum legen Sie Wert darauf, daß das an die Deffentlichkeit gebracht wird?“

„Nun, erstens aus künstlerischen Bedenken, aus, ich möchte sagen, Massenstolz. Wir können unmöglich die Verantwortung dafür übernehmen, daß so ziemlich die ganze Welt zu Ostern aus Chokolade, Marzipan, Papp, Seide, Zuder, Glas nachgemacht und dann geglaubt wird, wir hätten den Nussinn erzeugt. Was hat das beispielsweise für einen Sinn, aus Marzipan zerrissene Stiefel mit Mäusefüllung herzustellen? Wir protestieren dagegen, daß wir solche Angebeuer auf die Welt bringen. Auch seidene Eier legen wir nicht. Wir sind überhaupt nicht so tief im Tierreich steden geblieben, daß wir uns darauf einlassen, Eier zu legen. Wir setzen lebendige Junge ins Dasein, wie Ihr.“

„Das ist interessant“, bemerkte ich lächelnd.

„Ja, und dann“, eiferte der Hase sehr erregt, „dann kostet auch uns Euer dummer Aberglauben das Leben.“

„Ich ahne nicht —“

„Das ist doch ganz selbstverständlich, daß Ihr uns tötet, wenn Ihr glaubt, daß wir diese süßen Sachen erzeugen. Offenbar meint Ihr, daß unser Bauch mit dertlei Zeug gefüllt sei. Und so mordet Ihr uns schuldlose Wesen ohne jeden Zweck. Denn, ich schwöre, niemand von uns hat nur das winzigste Zuckerei im Leibe, geschweige denn diese Riesengebeuer, die Ihr zu Ostern verschenkt.“

„Aber, lieber Hase, bildet Ihr Euch denn wirklich ein, daß wir an die Osterhasen glauben? Wir wissen doch ganz genau, daß wir den Land selber machen. Wir fressen Euch einfach deshalb, weil Ihr uns gut schmeckt, viel besser als das süßeste Marzipan.“

Der Hase wurde wild:

„So seid Ihr also Schwindler und Lügner! Jetzt wird's mir auch klar, was ich nie begriffen: Daß Ihr uns so grausam behandelt, uns abschlachtet, obwohl wir doch, nach Eurem Glauben, die Spender aller bunten Osterfröhllichkeit sind, die besten Fremde Eurer Kinder! Ihr glaubt gar nicht an uns, und verbreitet doch das Märchen. Was für eine abscheuliche Brut!“

„Dafür sind wir Menschen“, entschuldigte ich beschämt.

„Nun, sagen Sie mir doch, warum spielt Ihr diese Komödie? Warum bekennt Ihr Euch nicht zu dem, was Ihr selbst schafft? Wer macht denn diese Ostergeschöpfe? Eure Könige, Eure Künstler, Eure Gelehrten oder Eure Gardeoffiziere? Ihr freut Euch doch darüber und Ihr werdet wohl die Menschen, welche Euch Freude bereiten, am höchsten ehren?“

„Das kann ich gerade nicht sagen. Niemand kennt die Leute,

die so etwas fabrizieren. Es sind arme Personen, die im Dunkel hausen, oft Kinder, die hungern.“

„Ah, jetzt verstehe ich alles!“, rief der Hase. „Darum liegt Ihr, daß draußen tief im Walde Fabelwesen Eure Ostereier legen, damit niemand fragt und forscht, aus welcher Kot sie wirklich stammen. Mir scheint fast, als macht Ihr das immer so. Ihr wollt nur, daß Eure ganze Erde voll bunter Ostereier sei, von Märchen gewebt und Hirngepinnsten erzeugt. Keiner soll merken, wie diese reiche Fruchtbarkeit zu stande kam. Das Spiel machen wir nicht mehr mit. Dazu geben wir uns nicht mehr her. Wenn Ihr begehrt, daß Euer Osterlegen in Licht und Harzdunst und Baldfröhllichkeit wie ein holdes Spiel und Wunder erstehe, so gebt doch den Schöpfern Licht und Harzdunst und Baldfröhllichkeit — Ihr Lügner!“

Das letzte Wort piff mir in die Ohren. Ich wollte erwidern. Aber der Hase war verschwunden und ich war jäh von schwerer Müdigkeit befallen. Zwar hörte ich noch immer ein seltsames, im gleichen Rhythmus sich wiederholendes Geräusch. Aber diesmal war kein Zweifel: Hans trank wieder seinen Daumen. Da ging ich leise an seine Wiege. Das Kerlchen sog unbändig. Neben ihm aber lag ein arg zerbeultes pappenes Osterhäschen, dem zwei Läufe fehlten. Den hatte ihm sicher Hilde aus ihrer Schatzkammer vom Vorjahr gnädig geopfert. —

Joc.

Kleines feuilleton.

Hessisches Volkslied.

Es soll sich oderich niemand mit der Pieve abgeve,
Sie bringt so manche schene junge Burische ums Leive,
Do hot mer minge Trutschel die Pieve versäat,
::: Ich hon se verkläat. :::

Ich hatt nu minge Trutschel ins Herz nei' geschlosse,
Und se hatt' mer gefäat, se woll' mich net losse.
Do reit' mer der Deitel dem Schulze sei' Hanse,
::: Der fährt se zum Danze. :::

So geht's, Hammer de Minscher zum Danze läßt geh',
Do muh mer bale immer in Sorgene besteh',
Daß sie sich verliete in angere Knächte,
::: So Minscher sei' schlächte. :::

Es schmedt mer lei' Esse, es schmedt mer lei' Trinke,
Und bann ich soll erweit, so mächt ich versinke.
Korz, wenn ich mei' Trutschel net bale wiederseh',
::: So muh ich vergeh'. :::

Und von dere Zit an, dieht me ming Herze so weh,
Der Dolter muh bahle mol twer mich geh'.
Ich kann net geleve, ich kann au net erwet,
::: Ich wer wohl bald sternet. :::

Und bann ich gestortwe bin, so laht mich begratwe,
Und laht mer vom Schreiner sechs Breitcher abschatwe,
Und laht mer zwei feirige Herzer drof male,
::: Ich kann se bezahle. :::

Dem Parrer, dem kömt Ihr en Dähler bezahle,
Dafür soll er mer oderich die Leichenpredigt hale.
Dem Schulmeister oderich, dem gebt nur sechs Waze,
::: Der hot nix zu schwaze. :::

Und laht mer au fänge die Sterbegeänge:
„Die leit nu der Esel die Duer und die Länge,
„Im Leive, do hatt he viel Pievesaffäre,
::: „Zu Dräd muh he were. :::

— **Teure Mithätigkeit.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Es ist schon oft über die im Verhältnis zu den wirklichen Einnahmen geringfügige Summe Klage geführt worden, die bei Konzerten oder Aufführungen „zu wohlthätigen Zwecken“ mitunter in die Hand der Bedürftigen gelangt. Aber da haben die Geber immerhin ihr Geld nicht direkt zur Verteilung gespendet, sondern dafür ein Amüsament, einen Kunstgenuss eingekauft. Daß jedoch von 58 000 Fr., die für die Armen eingezahlt werden, vierundeinhalbtausend an ihre Bestimmung kommen, während 53 953 Fr. als Kosten für die Verteilung aufgerechnet sind, ist ein Reford, der erst neuerdings in Paris erzielt wurde. Der Schriftsteller Harduin teilt im „Matin“ den offiziellen Jahresbericht eines privaten Wohlthätigkeitsvereins mit, an dessen Spitze ein früherer Staatsbeamter steht. Seine Kosten werden durch die Geschenke von etwa zweitausend Personen aus der französischen Aristokratie gespeist. Das Budget weist nun folgende Verwaltungsspesen auf:

Bureaupersonal	18 255	Frank
Informationsconto	9 736	„ 40 Cent.
Buchführung	3 600	„
Stellengesuche	3 000	„
Bureau- und Druckkosten	6 126	„ 50 „
Miete, Steuern, Heizung	10 235	„ 80 „
Zusialen	3 000	„
Summa	53 953	Frank 70 Cent.

Was hat nun dieser ungeheure Apparat, der etwa 54 000 Franz jährlich ausgiebt, um den Armen Hilfe zu bringen, in diesem Jahre geleistet? Das Budget sagt:

Hilfs Spenden	1 999 Frank 20 Cent.
Rücktransport in die Heimat	2 474 „
Summa	4 473 Frank 20 Cent.

Gesundheitspflege.

ie. Die Gesundheitspflege bei den Japanern. Die Japaner sind nach ihrem Wuchs ein kleines Volk, besitzen aber trotzdem eine auffallende Körperkraft und Ausdauer. Die Japaner selbst schreiben ihre bedeutende körperliche Stärke ihrer einfachen und frugalen Lebensweise zu, außerdem ihrer ganz planmäßig betriebenen Gymnastik, die *Jin-jitsu* genannt wird, und außer körperlichen Übungen auch die äußerliche und innerliche Anwendung von Wasser in sich schließt. Die gesundheitslichen Verhältnisse sollen in Japan durchschnittlich höher stehen als in China, obgleich die Chinesen den Japanern im Körperbau entschieden überlegen sind. Jedenfalls haben es die Japaner in letzter Zeit mit der körperlichen Erziehung ihrer selbst recht ernst genommen. 1899 wurde beispielsweise ein Ausschuss von Sachverständigen eingesetzt, der feststellen sollte, ob durch Fleischnahrung oder durch andre Mittel die körperliche Entwicklung der Rasse gefördert werden könnte. Man kam aber zu dem Schluss, daß die Kleinheit des Wuchses nicht als ein Fehler zu betrachten wäre, da die Japaner in Kraft und Ausdauer manche Rassen überträfen, die größer wären als sie selbst. Früher betrachteten es die Samurai, die Kriegerkaste, für ihr Geheimnis, durch reichliche Verwendung von Wasser ihre körperliche Ueberlegenheit zu sichern, aber in neuerer Zeit hat sich die Anschauung von dem Nutzen des Wassers als eines zuverlässigen Mittels gegen Krankheit allgemein verbreitet. Bei der Veteiligung an den gymnastischen Übungen werden von jedem Japaner täglich mindestens 4 Liter Wasser getrunken. Viele der dortigen Quellen besitzen besondere medizinische Eigenschaften von großem Wert und werden auch zu bestimmten Zwecken benutzt. Das Volk aber verlangt von seinem Trinkwasser im wesentlichen nur, daß es rein ist. Eine gewisse wohlthätige Folge kann der reichlichen Aufnahme von Wasser wohl zugeschrieben werden, da die Thätigkeit der Nieren und Därme dadurch angeregt wird. Es ist beachtenswert, daß der Rheumatismus in Japan fast unbekannt ist, und vielleicht liegt die Erklärung dafür in der Vermeidung der Fleischnahrung und im häufigen Genuß von Wasser. Außerdem ist Japan das Land der Bäder, die auch von den Ärmsten nicht vernachlässigt werden. Das Wasser wird durch einen unter dem Bad befindlichen Ofen bis auf eine Wärme erhitzt, die für einen Europäer ganz unerträglich sein würde. Die Japaner halten diese heißen Bäder für ein wichtiges Mittel zur Reinigung und zur Anregung der Hautthätigkeit, aber sie nehmen auch kalte Bäder zur Kräftigung und Abhärtung. Mitunter rollen sie sich nach dem heißesten Bad im Schnee. Die Ernährung wird hauptsächlich durch den Reis bestimmt, der in keinem Hause bei irgend einer Mahlzeit fehlt. Die außerordentlich reichen Erträge des Landes an Gemüsen und Obst geben jedem Japaner die Möglichkeit, sich dieser Früchte als Nahrungsmittel zu bedienen, die in der That in Japan weit mehr geschätzt werden als bei uns. Salat wird in gefochtem Zustande als Schlafmittel genossen. Milch wird wenig gebraucht, weil es sich nicht lohnt, Kühe nur der Milch wegen zu halten, wenn das Fleisch nicht gegessen wird. Auch der Thee, der fast sofort nach dem Aufguss eingegeben wird, erhält keinen Zusatz an Milch. Bier wird getrunken, aber nicht in großen Mengen, und auch die Nachfrage nach den durch Einfuhr nach Japan kommenden Spirituosen ist recht gering. Auch im Tabakgenuß ist der Japaner mäßig; er zieht die Pfeife der Cigarette vor, aber die Pfeifenköpfe sind klein. Ueber alles schätzt er den Wert frischer Luft. Die Fenster der Wohnungen bleiben Tag und Nacht offen, und gegen feuchte Luft oder Zug ist der Japaner unempfindlich. Einen wichtigen Teil der körperlichen Übung bildet eine Atmungsgymnastik, die Gewöhnung an ein tiefes, bedachtetes Atmen, das nur angezogen werden kann. Wir finden also in den Regeln der japanischen Gesundheitspflege manches, was bei uns erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit betont wird. —

Aus der Pflanzenwelt.

— Ueber Flor-Begonien schreibt E. G. A. Schütte in der „Merthus“: Schon seit einer Reihe von Jahren hat sich die Gattung *Begonia* in Deutschland eingebürgert; sowohl die Blatt-Begonien als auch die Flor-Begonien haben durch ihr herrliches Farbenpiel viele Liebhaber gefunden. Durch künstliche Befruchtung und besonders sorgfame Kultur hat die deutsche Gärtnerkunst durch jahrelange mühevolle Arbeit stammenswerte Resultate in beiden Gattungen erzielt. Besonders große Fortschritte hat man in der Anzucht der Flor-Begonien gemacht. Die „Gloire de Lorraine“ ist die beste Varietät, die bisher in den Handel gebracht worden ist. Durch ihren überaus reichen Blütenfior in der blumenärmsten Zeit vom November bis Februar hat sie sich sehr schnell in Privathäusern und Privatgärtnereien eingeführt. Die Blüten sind lebhaft rosa und überziehen in langen Rippen die ganze Pflanze, ihr ein äußerst anmutiges Aussehen verleihend. Sehr decorativ wirken ebenfalls die hellgrün gefärbten, zierlichen Blätter, die zu dem lebhaften Rosa der Blüten einen angenehmen Kontrast bilden. Die Begonie gedeiht sowohl in temperierten Warmhäusern wie in Wohnzimmern bei

18 Grad Celsius. Die Anzucht geschieht aus Stecklingen von überwinterten Pflanzen, die von März bis April gesteckt werden und leicht anwachsen. Nach der Bewurzelung in Stecklingstöpseln gefest, werden sie im Mistbeet weiter kultiviert und müssen während des Sommers mehrere Male verpflanzt werden. In den heißen Monaten müssen sie zur Hälfte schattiert und häufig gespritzt werden. Zur Erzielung buschiger Pflanzen werden sie wiederholt gestutzt und können im August weniger Schatten und mehr Luft bekommen. Die Pflanzen lieben humusreiche Lauberde und reichlichen Dünggüß aus aufgelöstem Kuhdung. —

Geologisches.

— Ueber die Geologie des Simplons erfährt man Wissenswertes aus einem Vortrage, den der Gletscherforscher Prof. Albert Heim in der naturforschenden Gesellschaft in Zürich hielt. Die „Stöln.“ Btg. berichtet darüber: Jeder Berg hat seinen besondern anatomischen Bau, der manchmal sehr klar und durchsichtig ist, so daß die Vorausbestimmung der Gesteine und der Lagerungsverhältnisse, die man in einem Tunnel treffen wird, leicht und mit Sicherheit gegeben werden kann, wie z. B. am Gotthard, am Albulo oder für einen Montblanc-Tunnel. Manchmal aber ist der Gebirgsbau verwickelt und durch das Studium der Gebirgsoberfläche nicht eindeutig zu erkennen. Einen Fall ganz außerordentlich schwieriger Art bietet das Simplongebiet. Die Gesteine sind: 1. Glimmerschiefer oder Bänder-schiefer, das sind graue tonige oder kalkige Schiefer von unterjurassischem Alter, 2. Raubwade, Quarzit, Marmore (dolomitische und glimmerführende), Gips oder Anhydrit, von Tonschiefern begleitete, welche Bildungen dem Alter nach wahrscheinlich der Trias angehören. Darunter folgen 3. Kristalline Schiefer, besonders Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Granitglimmerschiefer, schiefrige Gneise, meistens in deutlicher Schichtung. Diese Gesteine sind wohl zum Teil paläozoischen, zum Teil archaischen Alters. 4. Ortho-Gneise und zwar der feinschiefrige Gneis des Monte Leone und der massigere ebenfalls zweiglimmerige, aber mehr granitische Gneis, den man nach seinem Vorherrschten im Antigorioal Antigoriogneis nennt. Die geologischen Profile des Simplongebietes von Studer und Schardt stimmen miteinander darin überein, daß nach denselben ungefähr das nördliche Drittel des Tunnels durch die freigelegten Bänder-schiefer das mittlere Drittel durch flacher gestellte kristallinische Schiefer und das südliche durch vorherrschend flach gelagerten Antigoriogneis gehen müsse, und daß die Dolomite, Marmore, Anhydrite sich wiederholende, aber der Gesteinsmasse nach untergeordnete Zwischenlager darstellen. Dies hat sich auch bestätigt. Freilich treffen wir gerade im Simplon auf Fälle, wo die Differenz in Voraussicht und Thatfache wissenschaftlich sehr gering, technisch aber sehr groß ist. Man wußte, daß der Antigoriogneis mit einer das Knie gegen Norden gewendeten Umbiegung mit Kalk und Anhydritschichten umgeben sei. Ob aber die Umbiegung etwas runderlicher und schärfer sei, ob sie etwas über oder etwas unter dem Tunnelniveau folge, war unmöglich im voraus zu erkennen. Man erwartete das Knie im Tunnel 5 bis 6 Kilometer vom Südbportal. Allein schon bei 4325 Meter durchstach der Tunnel den untern Schenkel, die Umbiegung lag über dem Tunnel. In erfreulicher Art war dadurch die Strecke des mühsamen Antigoriogneises verkürzt, leider zeigte sich hier der untern Schenkel der Umbiegung so flach, daß der Tunnel ein langes Stück in den schlimmsten Anhydriten blieb und überhaupt in flacher Schichtlage ging. Andererseits hat sich gezeigt, daß der Tunnel auf eine viel längere Linie in den Bänder-schiefern liegt, als vorausgesehen war. Indessen diesem bedeutenden Fehler in der wissenschaftlichen Voraussicht entspricht nicht ein gleichgroßer Fehler in der technischen Voraussicht, indem auf einer großen Strecke hier die Bänder-schiefer durch hochgradige Stauungsmetamorphose ganz ähnlich den kristallinen Schiefem geworden sind, welche man in dieser Mittelregion erwartet hatte. 1882 erhielt eine internationale Geologenkommission den Auftrag zu einer vorläufigen geologischen Untersuchung. Ihr Bericht hob hervor, daß die Verhältnisse sehr verwickelt sein könnten, daß aber nur eine eingehende Untersuchung auch bis in die entferntere Umgebung sichern Aufschluß bieten könnte. Allein eine solche Untersuchung wurde vor dem Tunnelbau nicht mehr angeordnet, obgleich unterdessen auch noch das Tracce des Tunnels nicht unwesentlich geändert worden ist. That-sächlich ist der Simplontunnelbau ausgeführt worden ohne eine auf das gültige Projekt bezügliche eingehendere geologische Voruntersuchung. —

Humoristisches.

— Belohnung. Bauernjunge zum andern: „Wenn D' aufhört z' weinen, Audi, nacha geh' ich mit Dir Ruben stehlen!“ —

— Abgehärtet. Dichtersgattin: „Sie glauben gar nicht, wie abgehärtet mein Mann ist! Bei 15 Grad Kälte dichtet er noch . . . Frühlingslieder!“ —

— Schwere Beruf. „Was sind Sie, mein Herr?“ „Was ich bin? Doppelter Buchhalter mit einfachem Gehalt und dreifacher Arbeit!“ —

(„Fliegende Blätter.“)